

NZZ

Meinung & Debatte

Artikel 2 von 2 auf Seite 10

VOM WERT DES ÜBERSETZENS

Sprachen des Schmerzes

Gastkommentar

von Gerd Folkers

«Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken», hat uns Friedrich Dürrenmatt als Einsicht hinterlassen. Visionen, Ideengebäude und Weltmodelle sind sprachlich verfasst. Dies führt zum Umkehrschluss, dass persönliches Sprachvermögen die persönliche Ideenvielfalt begrenzt – oder die Tiefe von Gedanken ein entsprechend tiefes Eintauchen in die Sprache verlangt.

Seit einigen Jahren ist nun die Rede von sprachlichem Imperialismus – vornehmlich durch das Englische –, [der Nachteile für die Nicht-«Native speakers» bringe](#). Die neue «lingua franca» der Naturwissenschaften und zunehmend auch der Geisteswissenschaften [hat freilich selten etwas mit «gutem Englisch» zu tun](#), einer an Vokabeln überaus reichen Sprache, deren Witz in der sprachlichen Ausbalancierung ihres angelsächsischen Erbes und der französischen Patenschaft besteht. Diese Pirouetten meistert der Fremdsprachige nur nach langem Aufenthalt im englischen Sprachgebiet.

Gute Texte, die aus guter Sprache entstehen, brauchen eine meisterhafte Übersetzung, wenn der Lesende nicht die Finessen von Anspielung, Wortwitz und Metaphorik verpassen will. Das gilt zumal für literarische Werke. Die Ironien in T. C. Boyles Romanen bedingen, dass auf die Qualität der Übersetzung grosse Aufmerksamkeit verwendet wird. Mehrere seiner Bücher wurden daher neu übersetzt. Das tiefe Verständnis eines Textes hängt von einer Vielzahl von Parametern ab – in der Regel werden uns nur einige durch Einbindung in einen Kulturkreis mitgegeben, die meisten müssen schmerzhaft erworben werden.

Dazu gibt es ein sehr lebensnahes Experiment, das immer noch nicht abgeschlossen ist. In den siebziger Jahren wurde an der kanadischen McGill University ein Schmerz-Fragebogen entwickelt. Herauszufinden, wo was einem wie weh tut, ist eine der vornehmlichen Aufgaben des Arztes. Der Fragebogen ist der verdienstvolle Versuch einer Vereinheitlichung des Schmerzbegriffs. Es existieren inzwischen mehr als dreissig Übersetzungen weltweit.

Natürlich gibt es auch ein Exemplar für Deutschschweizer und für Südholländer sowie eines in uruguayischem Portugiesisch. Italienische Ausgaben gibt es mehrere für Italien und eine für die italienische Schweiz. Spanische Übersetzungen existieren für Kolumbien, Spanien, Mexiko und den spanischsprechenden Bevölkerungsteil von Uruguay. In Deutschland sind kontinuierlich an Patienten getestete und nach deren Verständnis geänderte und vor allem gekürzte Versionen des Schmerz-Kompodiums entstanden. Weltweit kümmert sich eine Firma um

linguistische Validierung, um Harmonisierung und Konsistenz der lokalen Übersetzungen zu garantieren.

Einfacher gesagt, geht es darum, sicherzustellen, dass man überhaupt noch vom selben redet. Denn beim Schmerz geht es ans Eingemachte, er vereint viele Basisemotionen.

Das bedeutet einen gigantischen Aufwand fürs Übersetzen. Warum und wozu? Weil sich die individuelle Form der Schmerzempfindung dem Gegenüber eben nicht in jeder Sprache erschliesst. Am besten funktioniert es offensichtlich in der Muttersprache. Das zeigt Virginia Woolfs Essay «On Being Ill» in sprachlicher Perfektion.

«Übersetzt» in den Wissenschaftsalltag, bedeutet das, vorsichtig abzuschätzen, welche Information aus welcher Disziplin einem anderssprachigen Zielpublikum wie gut begreiflich gemacht werden kann. Mathematik, Physik und Chemie verfügen über je eine disziplinäre Spezialsprache, die den Informationstransfer mit wenigen verbindenden Vokabeln in einer allgemeinen Wissenschaftssprache – heute Englisch – sicherstellt. Disziplinen wie Geschichte, Philosophie und Literatur haben es da schwerer. So wie Carlo Ginzburg über die (Un-)Möglichkeiten des Doppelblindversuchs in der historischen Forschung fachübergreifend auf Englisch zu plaudern, dürfte nur wenigen gegeben sein.

Es geht hier nicht darum, das Englische als Wissenschaftssprache verteufeln oder gar abschaffen zu wollen. [Welche Illusion!](#) Es kommt stattdessen darauf an, dass wir die Aufmerksamkeit dafür erhöhen, dass unsere Weltmodelle sprachlich verfasst sind. Es muss uns bewusst sein, dass das Ausdrücken von komplexen Sachverhalten, etwa von Emotionen, ausserhalb der Muttersprache sehr viel schwieriger ist.

Was wir daher brauchen, ist (wissenschaftliche) [Mehrsprachigkeit](#). Eine solche fördert die [Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache](#), sorgt für Kompetenz in Sachen globaler Verständigung (beispielsweise in Englisch als Wissenschaftssprache) sowie für eine Gewandtheit in einer disziplinären Theoriesprache.

Wie das Schmerz-Beispiel zeigt, können mit viel Anstrengung und einigem Aufwand hervorragende Übersetzungsleistungen erbracht werden. Solche wären für Wissenschaften, die über keine eigene Theoriesprache verfügen, anzustreben und ebenso gezielt zu unterstützen wie eine hohe Bildung in der eigenen Muttersprache. Momentan aber besteht eher die Tendenz, in gemischte, vereinfachende «Laborjargons» zu verfallen. Das tut dem Denken Abbruch.

PS: In Brüssel, hört man, sind Sprachjuristen dringendst gesucht.

Gerd Folkers ist Präsident des Schweizerischen Wissenschafts- und Innovationsrates.

© Neue Zürcher Zeitung AG - Alle Rechte vorbehalten